

(Nachdruck verboten.)

## Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

2.

Es hatte eine Szene gegeben, eine tüchtige. Mit Kreischen, das man drei Häuser weit hören konnte. Aber darauf war die Kaiserklar vorbereitet gewesen. Sie war's zwar längst müde, dies Herumzanken mit dem Sausanz von Mann, den sie hatte; aber diesmal mußte es noch sein. Dann und nimmermehr. Sie wollte nicht zu dem „gewöhnlichen Lumpenzeug“ gehören, das sich schlägt und dann verträgt. Das war nun lang genug so gewesen. Und die Leute hatten ganz recht, wenn sie sagten: Zieglerhoff. Ja, einerlei, Zieglerhoff hin, Zieglerhoff her — drauf kam's gar nicht an. Hoch oder Niedrig, wie man sich anstellte in der Welt, das war's. Schlechtes konnte ihr kein Mensch nachsagen. Sie hatte ihrer Lebtag gearbeitet, geschafft wie ein Vieh, und ehrlich ihr Brot verdient. Sie wußte ja, ein „Hurra!“ war sie. Aber was tut das! Der eine ist so, der andere so. Und wenn sie die Laune hatte, dann war sie lustig. Wen ging das was an. Wußte ein Mensch, was ihr manchmal hinter der Ausgelassenheit steckte. War's ihr nicht manchmal, als müßte sie sich was von der Seele toben, wie sich ein Mädel das Kind im Leibe wegstollt. Konnte ein Mensch wissen, daß ihr Lachen und Tanzen und Wiberleihen nur ein Heulen und Schreien war. Aber sie heulte und schrie nicht. Das fehlte ihr noch, daß sie sich vor den Leuten hinschmüß, damit sie sie bemitleiden konnten. Um sich hintennach über sie lustig zu machen, um sich ins Häuschen zu lachen und 's ihr zu gönnen. O nein, da waren sie schief gewickelt, und da kannten sie die Kaiserklar nicht. Die drehte ihnen noch allen ein Schwänzchen. Hal! Und wenn sie ihre Lustigkeit und leichte Natur nicht hätte, wie hätt sie's denn ausgehalten all die Jahre her! Hätt sie lieber laufen sollen? Gelt, das wär der Bande grad recht gewesen. Da hätten sie fest auf ihr hacken können. Denn der Mann kriegt dann immer recht, und wenn er ein noch so großer Lumpenteufel ist, die Frau aber kriegt alle Schuld. O nein, dies Freudchen machte sie den Leuten auch nicht. Grad nicht. Immer den Kopf hoch, geschafft und geradert — und gelacht. Dafür war sie die Kaiserklar. Sie kriegte man so leicht nicht unter. Und nun wußte sie wieder einmal, was sie wollte. Ganz klar und deutlich: aufräumen, und Platz machen für ihren Huben. Der Philipp sollte es einmal gut machen, was der Vater gesündigt hatte.

War sie denn schuld, daß der Kerl so geworden war? Gewiß nicht. Leid genug war's ihr. Und sollt's am Ende noch auf den Philipp übergehen — nein, da schob sie einen dicken Kiesel vor. Einen Kiesel wie eine Wagendeichsel. Und gab's nun auch Mord und Totschlag, es sollte doch das letzte Mal sein.

In der halben Woche war der Kaiser angehinkt gekommen. Er trug einen Maurerkittel und hatte die Kelle in der Hand.

Die Klar arbeitete in der Ziegelhütte, als sie's ihr sagten, der Kaiser kam.

„Da vorn kommt er gehidelt,“ sagte einer.

Die Klar fuhr den aber nicht schlecht an.

„Daß ihn doch gehidelt kommen, du Maulaff. Wenn Dir das so in die Augen sticht, daß er hidelt, das könnt jedem passieren. Ich wollt freilich, wie ihm der Balken auf den Fuß gefallen ist, er hätt ihn gleich ganz getroffen. Gott verzeih mir, aber meiner Seel.“

„Aber Klar!“ sagte eine Stimme aus der Leltengrube.

„Galt's Maul! rief sie dagegen. „Ich verantwort, was ich denk. Auf ein Tagdies mehr oder weniger brauch't's unserm Herrgott nit anzukommen.“

Da rief die Stangin über die Mauer, hinter dem weißen Rosenbusch heraus:

„Dein versündigt los' Maul, das straft Gottes Gerechtigkeit.“

<sup>1)</sup> Bezeichnung in der Mainzer Gegend für Mädchen und Frauen, die recht wild und ausgelassen sind.

Aber die Klar lachte nun. Um von breiten Mund zuckte es. In ihren Augen war ein Glitzern. Sie schnüffelte einmal und stieß dann die Luft aus, wie ein Pferd, das wiehert.

„Stangin!“ prustete sie heraus. „Gelt als Betschwe, Ihr mit Euerm Klumpfuß und er mit sei'm Sidelstüchchen, gelt Ihr denkt, Ihr zwei tät't gut zusammenpassen! Lätet Ihr auch. Aber jetzt will ich mal sehen, ob wir zwei auch noch eins tanzen können. Ich will jetzt mal ein Lätzchen mit ihm probieren. Wollt Ihr der Musikant sein, Stangin, kommt mit!“

Damit warf sie den Letten, den sie eben von der frisch geformten Ziegel abgestrichen hatte, mit einem raschen, aber festen Wurf in den Rosenbusch hinein und schob davon.

„Ich kann mir aber auch selber eins pfeifen,“ rief sie zurück, als sie einen schmerzlichen Aufschrei gehört hatte. Sie lief, leicht wie ein Reh, über die Lettenhaufen hin, übersprang die Gruben und verschwand in der letzten Ziegelzeile. Die anderen lachten; die Stangin rief die gottlosesten Schimpfwörter, die ihr wie Rosenkranzperlen vom Munde rollten; und gleich danach hörte man das Gelärm.

Als die Kaiserklar an ihre hohe Haustreppe kam, stand der Kaiser oben und klopfte an die Haustür an.

„Na, was willst denn, Schepper?“ rief die Klar in leichtem Ton hinauf. „Gelt, hineingelassen werden? Gepfiffen! Huheln! Draus bleibst Du! Geh wieder hin, wo Du hergekommen bist! Hast alles versoffen? Schaff, bis Du wieder was verdient hast. Aber da herein kommst nit. Dein Lebtag nit mehr!“

„Aufgemacht!“ schrie er. Er machte eine fürchterliche Stimme, aber sie war unsicher. Und sie war auch matt.

Die Klar lachte. „Brillen willst, Bürschelchen. Aber Du hast ja eine kaputtene Stimm. Wie eine verrost' Siebkann. Geh hin und schmier sie widder.“

„Aufgemacht!“ schrie er und brummte gegen die Tür. „Wer ist hier Herr! Ich oder so ein Lumpenmensch. So eine Hur! Aufgemacht!“

Die Klar zischte durch die Zähne, und ihr Mund ward breit bis hinter die Ohren.

„Was sagst, Alterchen? Ha, hal! Wart mal!“ Damit sprang sie die Treppe hinauf. Ein Satz, und sie hatte ihn im Genick gefaßt.

„Ja, kommst noch mal herein. Kommst noch mal herein, Bürschelchen.“

Und während sie ihn mit der rechten Hand festhielt, schloß sie mit der linken die Tür auf. Er wehrte sich und wollte sich losmachen. Er stieß und trat gegen sie. Aber die Klar hatte Kraft wie der stärkste Mann. Und jetzt hatte sie Finger wie Eisenklammern. Die Tür sprang auf, und sie stieß ihn in den Gang hinein. Langen Wegs fiel er hin. Aber rasch sprang er wieder auf. Er fühlte, daß es galt.

Und die Klar ließ ihn ganz ruhig aufspringen. Sie wollte ehrlich mit ihm paden. Gar keinen Vorteil haben. Wie er nun gegen sie ansprang, da griff sie zu. Und eins, zwei, drei lag er. Er trat und stieß und strampelte — und schrie, wie ein Buchmarder. Die gemeinsten Ausdrücke.

„Kreisch nur,“ leuchtete die Klar. „Kreisch nur. Sag alles, was Du willst, aber Dein Fett kriegst Du heut.“ Und sie rangen. Die Hiebe hagelten nur so. Die Klar war stärker als er. Aber er kroch und biß.

„Lut nix,“ sagte die Klar. „Es kommt nit drauf an. Aber Dein Fett kriegst Du!“

Er schrie und brüllte. Sie hieb nur drauf. Sie fühlte, wie er matter wurde. Sie ließ aber nicht nach. Sie züchtigte ihn, wie man einen bösen Huben züchtigt. Er schrie und brüllte nur, rief Feuer und Hilfe.

Leute standen unten an der Treppe. Aber die Klar genierte das nicht.

„Kreisch nur,“ schaukte sie. „Du Lump!“

Und zu den Leuten: „Nix Ihr Leut! 's wird mal Schluß gemacht. Er soll sein Fett kriegen, daß es ihm ver- geht, noch über meine Schwel zu treten.“ Und sie hieb drauf.

Als sie ihn immer matter werden fühlte, da setzte sie einen Augenblick aus.

## II.

Das bezeichnende seelische Mal der Künstlerschaft, den Widerstreit zwischen Kunst und Leben, zwischen den Welten des Scheins und des Seins, trug auch Fontane ununterbrochen und unverlierbar an sich. Seine Briefe haben eigentlich darin ihre schwerwiegendste Bedeutung. Sein ewiges Klöhnen, das selten zum witternden Jörn, häufiger zur spöttischen, höhnischen Resignation wird, dreht sich immer und immer wieder um den Mangel an materieller, moralischer, ästhetischer Belohnung für seine Leistungen, die er aus immerstem Drange, fremd jedem Spekulationsstimm, voller Wahrhaftigkeit und mit dem gewissenhaftesten Fleiße herbeigebracht hat. Und gerade in diesem verzweifeltsten Ringen leblich um den Erfolg zeigt sich am nadtesten dieser ewige Konflikt des Schaffenden zwischen Leben und Kunst. Hier steht ein menschliches Wesen, dessen erstes und einziges Streben es scheint, die Dinge des Daseins einzig dadurch zu genießen, daß sie, neugeschaffen von seinem Herzen und von seiner Hand, in die Welt des Daseins eintreten; doch wandelt sich daselbe Wesen plötzlich zu dem irdischen Geschöpf, das nun ebensovollständig nach sättigender Nahrung und befriedigendem Sinnengenuss verlangt. Dem einseitig ästhetisch gestimmten Menschen erscheint solch lautes Beklagen der materiellen Not gemeinhin als eine unstatthafte Vergrößerung dieses Konflikts. Wir möchten im Gegenteile hierin eine erfreulich bewußte Ehrlichkeit erblicken — denn auf etwas anderes als materielle Not im weitesten Sinne kommt es im Grunde bei dieser ganzen Frage gar nicht an!

Durch seine zahllosen Selbstbekenntnisse und Selbstcharakteristiken, deren auch die Briefe reichliches bieten, geht ein beständiges Schwanken zwischen trotzigem künstlerischem Selbstbewußtsein, das daneben auch (in einer Erklärung an Th. Storm vom Jahre 1854) das Gefühlsrecht individuellen gesellschaftlichen Gebahrens der Konvention gegenüber für sich in Anspruch nimmt, und einer ängstlichen Zweifelsucht an seiner Begabung oder wenigstens an deren Umfang. Diese Gegensätze immer sicherer und ruhiger ausbalanciert zu haben, ist nun der Inhalt von Fontanes ureigenster Lebenskunst gewesen. Leichtfertig oder feig hat er niemals die Spitze ins Korn geworfen und immer erst, wenn von außen die harte Notwendigkeit, von innen der Selbsterhaltungstrieb ihn drängten, die unhaltbare Position aufgegeben, um sich auf die nächste zurückzuziehen. 1893 schied er an den Amtsrichter Georg Friedlaender: „Ich habe das Leben immer genommen, wie ich's fand, und mich ihm unterworfen. Das heißt nach außen hin, in meinem Gemüte nicht. Sie wissen so gut wie ich oder besser als ich, daß es in unserem guten Lande Preußen... etablierte Mächte gibt, denen man sich unterwirft. Diese Mächte sind verschieden: ... Jede Gesellschaftsklasse, jeder Hausstand hat ein bestimmtes Jdol. Im ganzen aber darf man sagen: es gibt in Preußen nur sechs Idole und das Hauptidol, der Bizkupuzli des preussischen Kultus, ist der Leutnant, der Reserveoffizier. Da haben Sie den Salat.“ Ein narben- und ehrenvolles Menschenleben liegt zwischen Worten der Selbstbescheidung und jenen der Überfischlichkeit oder gar der Ueberheblichkeit, wie 1878 bei Aufgabe seines Sekretärpostens bei der Akademie: „Eine gute Theaterkritik... ist viel, viel besser als diese Restripte-fabrikation, bei der ich noch nichts Erfreuliches habe herauskommen sehen“ bzw. (1850): „Zum Korrespondenz-artikelfabrikanten bin ich verdoeben... ich will kein Reuigkeitskrämer, sondern ein Mensch von Meinung und Urteil sein. In dem Moment gleich dem jetzigen an der Spitze eines einflussreichen Blattes stehen, heißt an der Spitze einer Armee stehen“. Das klingt beinahe wie eine Wortvegnahme des nedischen Wortes unserer Tage von den kommandierenden Generalen. Später freilich („Von Zwanzig bis Dreißig“ S. 88) weiß er gleichgestellten jungen Leuten keine bessere Waffe im Kampfe zwischen Reizung und Verus anzuraten, als strengste Pflichterfüllung gegen diesen: „es ist das einzige Mittel, sich vor Unliebsamkeiten und eigenem Unmut zu bewahren“. Damit ist keineswegs einer sinn- und zwecklosen Selbsttasteung das Wort geredet, sondern nur einem weisen Verzicht mit dem Ziele, dafür an geeigneterem Zeitpunkt wichtigeres und wertvolleres einzutauschen. Ebenso wenig wie seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, sein stets bewiesener Sinn für Schlichtheit und Einfachheit, seine Abneigung gegen „alles modern Patente“, gegen „so genannten Komfort, der jedesmal der höchste Diskomfort ist“, etwa einer puritanischen Gemütsverfassung bei ihm entsprochen hätte, die vielmehr ein echtes Schönheitsbedürfnis niemals neben sich duldet. Sondern all das entsprang bei ihm einer und derselben Quelle: der Erkenntnis der Notwendigkeit. Seine ganze Stellung zu religiösen Fragen finden wir lediglich mit dem Begriffe Gottes berührt und auch dieser Begriff deckt sich völlig mit dem des blinden, unbeirrbar, vorherbestimmenden Schicksal, mit dem der ehernen Notwendigkeit. Die moralische Ableitung aus diesem Gottesbegriff ist dann jene unerbittliche Pflichterfüllung, die sein individuell-poetisches Gemüt auch in die brandenburgisch-preussische Geschichte als deren Geist hineininterpretiert hat. Als jedoch sein immer reifer werdender Sinn für Tatsächlichkeiten an dieser poetisch-ideologischen Konstruktion Kritik zu üben begann, erfolgte jenes allmähliche, aber energische Abschwenken von der offiziellen preussischen Herrlichkeit, wie weiterhin sich zeigen wird.

Dies ist nun auch zum Angriffspunkt gegen Fontane genommen worden: daß ein Schriftsteller, der sich jahrzehntlang hat hart durchschlagen müssen, nun, da ihm Luft zu holen vergönnt ist, sich für die

„Hast genug? Willst Dich jetzt packen, für immer. Und Deiner Lebtag mit mehr 's Haus betreten?“

Er aber bekam einen neuen <sup>Wutanfall</sup> und sprang wieder gegen sie auf.

„Ha, ha!“

Und sie rangen.

Er hatte „mehr viel Widerstandskraft.“ 's ist das letzte Mal, 's deut,“ rief sie. „'s ist Schluß. Nehraus! Ich hab' die Meister und Gendarm, und Gericht und den Groß-Bog selbst holen wollt. Nun und nimmer, er bleibt mir draus. — Willst jetzt draus bleiben, Alterchen? Hast genug, mein Scheppe? Dann pack Dich, und nit mehr über die Schwel. Ich will Ruh vor Dir haben!“

Da sprang er aber wieder gegen sie an. Aber kraftlos fiel er ab. Da nahm ihn die Klar auf wie ein Bündel und warf ihn hinaus.

„Und wenn Du Hals und Bein brichst,“ sagte sie. Und als er unten lag und sie oben auf der Treppe stand, da richtete sie sich auf und sprach zu den Leuten, die immer mehr geworden waren:

„Hier bin ich Herr. Und hier bleib ich Herr! Es soll mir einer kommen. Und wenn er die Courage haben sollt, noch mal zu kommen, dann gib'ts noch mehr wie heut. So, daß Ihr's wißt!“

Sie schlug die Türe zu.

Da gukten sich die Leut an, und die Weiber lächelten. Ein paar Männer aber sagten: „'s is ne Schand, einen Mann so zu behandeln.“

Es gab ein Hin und Her. Ein Für und Wider.

Eine Stimme rief: „Klar, da hast Dein Mann, und er will auch schön brav sein.“

Die Klar öffnete das Fenster und lächelte mit ihrem zerkrakten Gesicht heraus:

„Ich schenk ihn Euch. Behalt ihn. Wann ihm sein Haut lieb ist, so soll er sich packen. Merkt das Euch, lang duld ich ihn vor meiner Trepp auch nit mehr. Auch vor meiner Trepp nit. Und Ihr, Ihr könnt jetzt auch gehn. Ihr hatt ja Euer Freudchen.“

Dann schlug sie das Fenster zu und riegelte die Tür von innen.

Der Kaiser hatte sich indessen aufgerichtet und hielt sich die Seiten. Erst stöhnte er ein paarmal, aber als er merkte, daß er kein rechtes Mitleid fand, da rief er: „Mein Bub — mein Bub will ich!“

Aber drin schlug's nur einen Racher.

Langsam verließen sich die Leute. Es blieben aber immer noch genug. Der Kaiser konnte sich noch nicht zum Gehen entschließen. Da flogen ihm seine Kleider, seine Stiefel, sein Sonntagshut, was er so besah, durchs Fenster vor die Füße.

„Pack Dich, sag ich Dir!“

Er hob alles auf und wollte damit die Treppe herauf gehen. Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, und die Klar kam mit dem Besen, so wie man eine Katze oder einen Hund jagt.

„Willst Du, willst Du!“ schob sie ein wenig gebückt vor und drohte ihm mit dem Besen, der vor seinem Gesicht herumfuchtelte.

Er wich erst zurück. „Willst Du — willst Du!“ — Die Klar hinter ihm her mit dem Reiserbesen.

Die Leute lachten. Das war ja zum Ärgeln.

Und der Kaiser lief nun. Er nahm richtig Reißaus. Er vergaß fast seinen Hinfuß. Die Klar hinter ihm her. Er trug sein Kleiderbündel. „Willst Du — willst Du!“ Sie trieb ihn durch den Hof, auf die Straße, zum Gaudium der Leute.

Er schämte sich und wollte sich verdrücken. Aber wohin? Es war nicht möglich. Er mußte, von allen Leuten gesehen, die ganze Gasse vorlaufen. Und er hinkte dahin, so schnell er konnte, seiner Schmerzen nicht achtend. Die Klar stand als Siegerin an ihrem Tor und drohte ihm mit dem Besen nach. An allen Fenstern steckten sich Köpfe heraus. Und das Lachen lief die Gasse vor fort. Endlich, vorn am Thomas sein Haus. verschwand der Kaiser um die runde Ecke.

„Bravo, Klar,“ hieß es jetzt.

„Was bravo,“ sagte sie. „Er soll sich nur mit unterstehen, wieder zu kommen. Nur nit. Ich will Ruh vor ihm haben.“

Dann ging sie hinein und wusch sich ihr blutiges Gesicht ab.

(Fortsetzung folgt.)

erlittene Anbill damit rächt, alles um sich herum, was er bisher scheinbar hochgehalten, verärgert oder wenigstens mit Spott zu kritisieren, und nur noch das eigene kleine Glück und Wohagen wichtig nimmt und einzig gelten läßt. Der Vergleich mit dem Höchsten scheint hier lediglich einen Unterschied der Quantität zu ergeben; ziffernmäßig handgreifliche Macht- und Besitzverhältnisse wirken auch hier bestimmend mit bis aufs Letzte in Färbung von Gedanken und Wort. Der mehr oder weniger freiwillige Verzicht des Alters auf die uneingelösten Forderungen seiner Jugend ist allgemein menschlich und typisch. Wenn nun ein Dichter, der als solcher ein Genie, als Mensch mit äußeren Gütern und Ehren reichlich bedacht ist, jenes Stadium der Altersresignation erreicht, spricht man wohl von olympischer Ruhe und Klarheit, von harmonischer Ausbildung der Persönlichkeit, von heiterem Selbstbewußtsein. Bei einem talentvollen Schriftsteller, der allerdings nicht einen genialen Zug an sich hat und seine Arbeitstage sich durch Feinnüchternheit vergällen mußte, heißt dieselbe Sache anders. Der Ausdruck wird dürrig, ärmlicher, lärglicher, schwungloser, sachlicher, härter, spitzer und spöttischer, ganz so wie das soziale Milieu und die ökonomischen Voraussetzungen im zweiten Falle entsprechend anders geartete gewesen; aber die Sache scheint mir dieselbe. Bei Fontane heißt es dann etwa: „Gott, was ist Glück! Eine Griessuppe, eine Schlafstelle und keine körperlichen Schmerzen — das ist schon viel.“ (1884 an den Verleger Herz.) Oder noch eindrucksvoller schon 1854 an Th. Storm: „Es ist wunderbar, in wie nahen Beziehungen Menschen Glück und Putenbraten zu einander stehen und welche Büße das Herz verträgt, wenn man jeden Schlag mit einer Flasche Martobrunner parieren kann.“

Am 25. April 1856 schreibt der damalige Offiziosus Fontane aus London an den Kunstschriftsteller Friedrich Eggers: „Als ich noch direkt unter Euch (im Tunnel) war, sah ich meine damals doch auch nur literarische Beschäftigung mit der Politik schon als ein besonderes Glück an, als ein frisches, stärkendes Bad, als ein Schutzmittel gegen alle Einseitigkeit und die bei uns so häufige Ueberschätzung der Kunst auf Kosten des Lebens. Hier hab' ich nun das Leben; die Dinge selbst, nicht mehr bloß ihre Beschreibung. Ihr Zeitungschatten tritt an mich heran, und jede Stunde belehrt den armen Balladenmacher, daß jenseits des Berges auch Leute wohnen.“ Dieses Zitat enthält dreierlei Punkte von Wichtigkeit. Erstens daß jener Joeben breit erörterte Gegensatz von Schein und Sein bereits damals deutlich vor Fontanes Bewußtsein stand und daß der Dichter trotz allem sich nicht auf Kosten des Lebens an die Kunst zu verlernen gesonnen war. Zweitens daß es die Politik war, mit Hilfe deren er sich aus dem Phantastereich auf den festen Boden der Wirklichkeit gerettet hatte (eine Tat übrigens, die im zeitgemäßen Nachdenken der gegenwärtigen Poetengeneration den größten Segen verheißt dürfte). Und drittens und letzten, daß England im besonderen ihm Gelegenheit dazu gab, diese Lebensrettung an sich selbst zu vollbringen. Die englischen Eindrücke wurden zu einem wesentlichen Element in der Bildung, der intellektuellen wie der moralischen, seines ganzen Menschen. Demgegenüber bedeutet eine Psychologie, die auf Fontanes französische Abstammung zurückverweist, wenig oder gar nichts. Denn auf so lange Zeiten hinaus, wie sich eine Blutmischung oder Blutmischung zurückverfolgen läßt, bleibt der (doch politischen und sozialen Veränderungen unablässig unterworfenen) Charakter eines Volkes oder einer Rasse, wenn dieser überhaupt fixierbar, sich nicht beständig gleich, kann also auch nicht das nachgeborene, zufällige Individuum zu starrem Abbild formen. Ungleich bedeutungsvoller als solche mythisch-physiologischen Bande werden die Eindrücke des eigenen Lebens. Was uns französisch an Fontanes Wesen annutet — er selbst scheint auch nicht übermäßig viel davon wissen zu wollen —, geht vielmehr auf direkten Einfluß des Vaters zurück. Im übrigen wies Fontane von je einen viel entschiedeneren Zug nach dem Norden. Seine Balladen rufen vom skandinavischen Norden und von Großbritannien. Italien hat ihm nicht viel gesagt. England, und speziell London, war und blieb der Gegenstand seiner Bewunderung. Während er (1856) an Paris „überall etwas Diebshöhlenhaftes bemerkt, oder im günstigsten Falle einen prahlenden, aber verdächtigen Lappen, der die Blöße oder den Schmutz nur so obenhin verbirgt“, entdeut er gleichzeitig an London jene neue Schönheit der Riesengstadt, die in der wechselnden Mannigfaltigkeit, in der unerforschlichen Unendlichkeit der Eindrücke liegt, und die erst jüngste Kunstbetrachtung als „die Schönheit der großen Stadt“ neben die kanonisierten idyllischen Landschaften der Vergangenheit gestellt hat. Ähnlich dem alten Goethe bleibt der Fontane der letzten Jahre ein lebhafter und interessierter Leser der englischen Zeitungen und Wiltberjournale, die ihm sein alter Freund von 1852, der Arzt James Norris, in regelmäßiger Auswahl zusendet, und erst als die neudeutsche „Weltpolitik“ auch England anzurempeln beginnt, macht er sein erstes großes Fragezeichen hinter die alte Bewunderung (1897): „Mit Schreden sehe ich die „englischen Mäntel“, und daß das so welt- und lebenskluge England schließlich auch in diesen modernen Unsinn verfällt. Die Kultur, die dadurch geschützt werden soll, geht darin unter. England, weil es reich ist, kann die Sache eine Weile aushalten, aber wir in Deutschland, die wir durchwegs eine große Flotte haben wollen (oder sollen), um sie nach vier Wochen verbrannt zu sehen, wir könnten unser bißchen Geld besser anlegen. Alle Staaten müßten erst wieder den Mut kriegen, vor dem Vestegwerden nicht zu erschrecken.“

Das Vorbild England gab ihm, der doch seinen Patriotismus,

oft im aller landläufigsten Sinne, hinreichend bewährt hatte, auch das Recht und den Maßstab, an seinen eigenen Landsleuten strenge Kritik zu üben. Und es bleibt uns heute und hier vielleicht gerade das Interessanteste, Fontanes Entwicklung auf diesem Felde zu verfolgen, den seltenen Fall zu beobachten, daß ein Gesellschaftskritiker, der für die eigene Person der natürlichen Resignation des Alters gehorcht, im Hinblick auf das Gemeinwesen dennoch immer höhere Zukunftsforderungen erhebt, immer radikaler Vergangenes einreißt. Wenn Fontane den Vorwurf, die Deutschen seien, ganz im Gegensatz zu den Engländern, das arrogante Volk der Erde, sich zu eigen macht, so will er damit vor allem den sogenannten „gebildeten Mittelstand“ treffen. Ihm galt seine Feindschaft von je. Aber während ihm in der Frühzeit mehr die angebliche Bildung, die im Praktischen so kläglich versagte, wider den Strich ging, das Chinesentum des ewigen Examenbetriebs und das allgemein fruchtlose Theoretisieren, „Professorendünkel, Professorenliberalismus“, so richtet er später sein stärkstes Geschloß gegen den „Bourgeois“, den Vertreter der „Geldsackgesinnung“. So verfolgte er mit seinem Berliner Roman „Frau Jenny Treibel“ den ausgesprochenen Zweck: „das Noble, Hrafsenhafte, Lügnerische, Hochmütige, Hartherzige des Bourgeois-Standpunktes zu zeigen, der von Schiller spricht und Person meint“. Man darf diesen und ähnlichen Urteilen bei Fontane natürlich nicht die Auffassung vom ökonomischen Klassenkampf unterlegen, von der er sicherlich weit entfernt war; seine Kritik floß ganz allgemein aus dem Kulturgefühl des künstlerisch-gestimmten Menschen, der den Bourgeois und dessen auch auf Militär, Beamte, Professoren und Geistliche hinüber wachsende Geldsackgesinnung als ärgsten Feind dieses Gefühls erkannte hatte. So höhnt er die staatliche Minderigkeit gegenüber den öffentlichen Bildungsinstituten, wie der Bibliothek, die „ein elendes Institut ist und wohl auch noch lange bleiben wird. Dafür sind wir das Volk der Denker und Dichter. In Wahrheit sind wir das Volk für zweieinhalb Silbergroschen“. Das ganze offizielle Preußen verliert schließlich für ihn an Wichtigkeit: Flottenparaden, Tempelhofer Feld, Papenstreich in der Wopte, Treptow (Ausstellung 1896), selbst Li-Hung-Tschang — alles ist gleichgültig; aber Oberammergau, Bayreuth, Weimar (Goethefest), das sind drei deutsche Dinge, deren wir uns freuen dürfen.“

Das zuverlässigste Vertrauen in die scheinbar historisch bewährte und auch künftige nationale Mission des märkisch-preussischen Adels hatte Fontanes kritische Stellung gegen die Bourgeoisie von Anfang an erheblich begunstigt. Aber sein wachsender Sinn für Tatsächlichkeiten zwang ihn doch mit den Jahren, in dieser wesentlichen Beziehung alle Hoffnungen auf das alte Idol aufzugeben und dem trotz allem noch immer von ihm „aufrichtig geliebten Adel“ gegenüber einzusehen, daß uns alle Freiheit und feinere Kultur, wie n i g s t e n s hier in Berlin, vorwiegend durch die reiche Jüdischkeit vermittelt wird.“ Die Enttäuschung bekommt hier etwas stark Demonstratives in der Betonung eines Philosemitismus, dem er durchaus nicht mit Konsequenz anhing. Sein ganzes Verhältnis zu dem gefeierten Adel blieb überhaupt das einer enttäuschten, unerwiderten Liebe. Fontane kann im Gefühl nicht davon lassen und muß es dennoch all der bitteren Erkenntnis zufolge: er glaubte in Geschichte und Lebensführung des Adels die Fleischwerdung seines eigenen Sittengesetzes der selbstlosen Pflichterfüllung im Staatswesen zu sehen, mochte auch durch einzelne persönliche Erfahrungen sich zu günstigem Urteil berechtigt fühlen, während er doch immer deutlicher erkennen mußte, daß eben dieser grundbesitzende Adel als politische Interessengruppe in Wirklichkeit der nacktesten materiellen Profitgier hulldigt und nur in schamhaften Momenten seinen kulturverlassenen Materialismus durch die Bibel und die nationale Phrase zu verbeden sucht. „Sie haben sich das berühmte über die Jesuiten gesagte Wort zu eigen gemacht, aber sie werden nicht so lange dabei bestehen.“ Kein Wunder, daß sich Fontanes Sympathien, nach solcher Verurteilung der regierenden Klassen, allmählich — wenn auch keineswegs ausschließlich — sich dem Proletariat zuzuneigen beginnen. Bezeichnenderweise kam auch hier der Anlaß, das zu bekennen, von England, nach der Lektüre von Keir Hardies „Labour Leader“ (1896), welcher Anspruch bereits früher an dieser Stelle wiedergegeben worden ist. Die ersten Anfänge dieser Einsicht lagen jedoch bei ihm viel weiter zurück und gegen die Bestrebungen des Sozialengesetzes protestiert er heftig als unflug und unzuweckmäßig mit den Worten: „Millionen von Arbeitern sind gerade so geschick, so gebildet, so ehrenhaft wie Adel und Bürgerstand; vielfach sind sie ihnen überlegen... Alle diese Leute sind uns vollkommen ebenbürtig, und deshalb ist ihnen weder der Beweis zu führen, „daß es mit ihnen nichts sei“, noch ist ihnen mit der Waffe in der Hand beizukommen. Sie vertreten nicht bloß Unordnung und Aufstand, sie vertreten auch Ideen, die zum Teil ihre Berechtigung haben und die man nicht totschlagen oder durch Einkerkung aus der Welt schaffen kann.“

Bei Fontanes Lebzeiten hat sich das Junkertum nicht den Deut um ihn gekümmert; die rechte Ehre wird es ihm erst antun, wenn es ihn verkert. Denn er ist Einer gewesen, der diese Rasse und Klasse von Grund auf gekannt und erkannt, das heißt durchsichtig und verurteilt hat. Und darum begrüßen wir gerade diese mit schwerem Herzen bekannte „Abtrünnigkeit“ auch als eine willkommene Waffe im Kampf des Tages gegen diese größte Kulturgefahr.

# Aus dem neuen botanischen Garten.

Wenn die Sommertemperatur eine gewisse Höhe erreicht hat, wird eine große Zahl der in den Warmhäusern sorgsam überwinterten Kinder der Tropen ins Freie gestellt. Wir finden sie, zum Teil gruppenweise zusammengestellt, besonders in der Nähe der Gewächshäuser, wo sie das Gesicht des Gartens zur Sommerzeit wesentlich verändern. Da sind z. B. die Gehölze Westaustraliens mit ihrer vorwiegend dünnen, schmalen Belaubung, die sich gewöhnlich auch noch aufrichtet, so daß es mit dem Schatten unter solchen Bäumen schlecht bestellt ist. Einen Hauptbestandteil dieser Flora bilden die Azazien, die wir an den gelben Blüten erkennen, die bei allen Azazien ganz ähnlich sind. Nur so verschiedener sind die Blätter. Bei manchen Büschen sehen wir unten gefiederte Blättchen von der Zierlichkeit der Mimosenblätter, die aber oben verschwinden und langgestreckten schmalen, ungeteilten Blättern Platz machen. Der Botaniker läßt diese ungeteilten Blätter als solche nicht gelten; es sind vielmehr verbreiterte Blattstiele, die die eigentlichen Blättchen nicht ausbilden und auf diese Weise die trockenen Jahreszeiten jedenfalls besser überstehen. Kakteenartige Gewächse und solche mit fleischigen, dicken Blättern sind in anderen Gruppen zusammengestellt. Hier ist an einer Stelle die bemerkenswerte Erscheinung einer blühenden „hundertjährigen Aloe“, wie die Pflanze im Volksmunde heißt, zu beobachten. Es ist die *Agave americana*, eine im tropischen Amerika überaus häufige Pflanze, die vor fünf Jahrhunderten nach Südeuropa kam, wo sie sich völlig eingebürgert hat und bis nach Sibirien vorgebrungen ist. In der Heimat treibt die Pflanze aus ihrer Rosette dicker Blätter nach etwa zehn, in der Warmhauskultur aber oft erst nach einem halben Jahrhundert einen bis zu zehn Meter hohen Schaft rasch hervor, an dem sich eine große Rispe büschelartig zusammengedrängter, grünlischer Blüten entwickelt. Sind die Früchte reif, so stirbt die ganze Pflanze ab, nachdem sie vorher Wurzelstöcklinge entwickelt hat. Auf dieser langen Wartezeit vor der Blüte und dem folgenden Absterben der merkwürdigen Pflanze beruht der erwähnte Volksname. Die Mexikaner schneiden den Blütenstängel aus, sobald er sich zeigt, worauf die Pflanze in der Wunde monatelang sehr reichlich einen Saft pro duziert, der nach erfolgter Gärung das Nationalgetränk der Mexikaner (*Pulque*) darstellt.

In manchen Teilen des Berggartens hat die Blütenpracht ihr Ende erreicht. In den Teilen, die z. B. der Flora des westlichen Kaukasus und den griechischen Gebirgen gewidmet sind, ist sie aber noch sehr entwickelt; hier glänzen die Farben im Sonnenschein. Auffällig ist hier die Gruppe einer weit über mannshohen riesigen Doldepflanze, einer *Geracleum*-Art, deren kleine Blättchen in fast kubreite, aufgerichtete Schirmolden zusammengedrängt sind. Am Rande dieser Dolben läßt sich die Einrichtung der sogenannten *Lochblumen* studieren. Die äußersten Blüten des Randes sind nämlich viel größer als die übrigen; sie strahlen nach außen und geben der Dolbe dadurch etwas mehr Blumenartiges; dafür sind diese sogenannten *Lochblumen* aber, eine Folge der Arbeitsteilung, leer und unfruchtbar. Die gleiche Erscheinung zeigt uns im Garten der noch hier und da blühende Schneeballsträucher, und auch die äußeren großen Blüten der Kornblume sind leere, aber auffällige *Lochblumen*.

In der Gruppe der Dinarischen Alpen kann uns eine Gruppe von *Acanthus* fesseln. Unter der aufrechten dichten Häufung großer übergeneigter Blüten sitzt ein Busch fast distelartig eingeschnittener Blätter. Die Blätter der *Acanthus*- oder *Varentlauarten*, die in Südeuropa heimisch sind, haben in mehr oder weniger stilisierter Form schon die alten Griechen zur Verzierung des Kapitales der ionischen Säulen benutzt. Noch auffälliger ist eine andere Pflanze von recht distelartiger Tracht, die aber ebenfalls nicht zu den Disteln gehört. Mit der Gattungsbezeichnung *Eryngium* finden wir sie in den verschiedensten Teilen der Gebirge in mehreren Arten; sie fällt durch das weißliche Grün und die mit der Reife bläulich überlaufenen oberen Teile auf. Als Meerstranddistel ist eine Art den Besuchern der Ostsee bekannt; eine andere Art tritt zunächst bei Frankfurt a. D. auf. Manche Exemplare werden mit der Zeit ganz und gar amethystblau.

Zum Abschied gehen wir noch über die deutschen und österreichischen Alpen. Die Alpenrosen blühen noch hier und da, und auch das Edelweiß trägt noch seine Sternchen. Wenn es nicht vergönnt ist, solche Gewächse in ihrer Heimat zu sehen, der bekommt hier immerhin ein Abbild, so gut wie die Vereinigung von Kunst und Natur es eben zu schaffen vermag. L. L.

## Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Schachnachrichten. Der Berliner Arbeiter-Schachklub hat sich um noch eine Abteilung vermehrt: Ober-Schöneeweide, Rathausstr. 64, bei Rodenbusch. Donnerstag.

Wie verzeihen eine eingetretene Stille im Schachleben der Meisterspieler, die sich dadurch erklärt, daß die meisten zur bevorstehenden großen Anstrengung in Hamburg (16. Juli bis August) ihre Kräfte sammeln und deshalb auf ernste Partien sich nicht einlassen. Eine große internationale Messung im Turnier bedeutet in der Tat eine so große geistige Anstrengung, daß man hierzu auch physische Kräfte unbedingt sammeln muß.

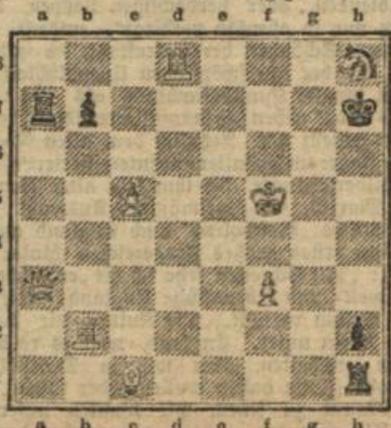
Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Cornarius Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin S.W.

Fortsetzung der Analyse über die „Spanische Partie“. In unserer letzten Schachpaste vom 2. Juni haben wir dargelegt, daß die Verteidigung: 1. e2—e4, e7—e5 (vorsichtiger ist „Französisch“ mit e6!), weshalb wir diese Eröffnung auch so ausführlich in Form von Musterpartien bei uns behandeln); 2. Sg1—f3, Sh8—e8; 3. Lf1—b5, a7—a6! (Eine andere übliche Methode in 3. . . . Sf6 bestehend, kann ebenfalls mit Erfolg durch Dc2 beantwortet werden; während bei 4. 0—0 Schwarz sich genügend verteidigen kann, und zwar mittels: 4. . . . Sxex4!; 5. d4, a6! z. B.: 6. Lxc6, dxc6; 7. Te1, Sf6; 8. Sxe5, Le6; 9. De2, Dxd4; 10. Sxf7, kxf7; 11. Dxe7, Kge6; 12. Sc3, Te8; 13. Le3, Txe6; 14. Lxd4, Txe7; 15. Txe1, Lb4 zc. mit Ausgleichen.) 4. Lb5—a4!, Sg8—f6? wegen 5. Dd1—e2 eher für Weiß günstig ist. Der Grund liegt, wie wir gesehen haben, in der ungenügenden Entwicklungsmöglichkeit des Lf8, der dann ohne direkten materiellen oder positionellen Nachteil nur nach e7 entwickelt werden kann, wofür dieser Läufer nicht nur selbst eingeschränkt bleibt (weil d7—d6 zur Dedung des Bc6 schließlich doch unerlässlich wird), sondern auch anderen Figuren des Nachziehenden im Wege steht.

Zur Vermeidung des erwähnten Uebelstandes (Einschränkung der Entwicklungsmöglichkeit des Lf8) hat Alapin schon seit Jahren (statt 4. . . . Sf6?) die sofortige Entwicklung des Lf8 mit 4. . . . Lf8—b4! vorgeschlagen. (Auf 4. . . . Lc5? kann sowohl e2—e3 nebst event. d2—d4 mit Vorteil geantwortet, als auch 5. Sxe5, Sxe5; 6. d4 zc.) Es sei hier erwähnt, daß die „Alapinsche Verteidigung“ die Einschaltung der Züge 3. . . . a6! 4. La4! als Grundbedingung voraussetzt. Denn ohne diese Einschaltung, also bei 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, Lb4? könnte Weiß wie folgt in Vorteil kommen: 4. e3, La5; 5. Da4!, Lb6; 6. d4 (nicht Lxc6, dxc6; Sxe5 wegen der Antwort Dg5); 7. . . . exd4; 7. cxd4, a6 (droht Lc5 nebst axb5); 8. 0—0, La7; 9. Le2! (Ld3? hätte b7—b5 nebst Sxd4 zur Folge); 9. . . . d6!; 10. d5, b5; 11. Dc2! mit besserem Spiel. Jedoch, wie wir schon bemerkt hatten, sind gegen die Alapinsche Verteidigung\* (1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6!; 4. La4!, Lb4!?) von anderen Autoritäten Einwendungen erhoben worden, die wir das nächste Mal unseren Lesern vorzuführen gedenken.

### Französische Partie:

Atkinski	Defendarow	9. . . . .	f6xe5
Weiß	Schwarz	10. f4xe5	h4—h5 würde e5—e4 zur Folge haben.
1. e2—e4	e7—e6	10. . . . .	Sd7xe5
2. d2—d4	d7—d5	11. Lc1—g5	Über 11. h5, Lxc5; 12. hxc6, Df6 (droht Df2+) nebst ev. hxc6.
3. Sb1—c3	Sg8—f6	11. . . . .	Lf8—e7
4. e4—e5	Sf6—d7	12. Lg5xe7	Dd8xe7
5. f2—f4	Se6—e5	13. h4—h5	De7xe5
Wegen 5. Se2 siehe unsere Spalte vom 11. Juni. Der Zugzug ist von B. Steinig.	Se6—e5	14. h5xc6	Th8—f8!
6. d4xc5	Se6—e5	15. Dd1—e2	h7xc6
Über 6. Sf3, cxd4; 7. Sxd4, Sc5; 8. Lb5, Db6; 9. Le3, Sxd4; 10. Dxd4, Dxd4; 11. Lxd4, a6; 12. Lxd7, Lxd7 zc. Schwarz hat ein mindestens gleiches Spiel.	Sb5—c6!	16. Sg1—f3	Etwas besser war 16. 0—0—0, ob schon auch dann nach 16. . . . La7 nebst 0—0—0 Weiß keine genügende Kompensation für den fehlenden Bauer hatte.
7. a2—a3!	Sb5—c6!	16. . . . .	Se5xf3+
Von Dr. Lanza herrührend.	Sb5—c6!	17. g2xf3	Sc6—d4
7. a2—a3!	Sb5—c6!	18. Ld3xc6+	Ke8—d8
Von Pillsbury eingeführt, um Ld3 zu ermöglichen (7. Ld3, Sxc5 nebst ev. Sxd3).	Sb5—c6!	19. De2—g2	Sd4xf3+
7. . . . .	f7—f6!	20. Ke1—e2?	Über 20. Kd1! steht Weiß schlecht.
Von Alapin. Auch hier erweist sich der Zug als Spezifium gegen den Vorstoß e1—e5?	f7—f6!	20. . . . .	De5—d4
8. Lf1—d3	g7—g6	21. Ta1—d1	Ld4—e5+
9. h2—h4	g7—g6	22. Lg6—e4	Lc8—d7
Weiß hat keinen wirksameren Angriff der drohenden Demolierung seines Zentrums gegenüber	g7—g6	23. Th1—h7	Ld7—b5+!
	g7—g6	24. Sc3xb6	De5xe4+



Abela 2+